

In den Evangelien kommt er maximal als Randfigur vor. Doch was für ein Mensch wäre Jesus geworden ohne Josef, und was macht Vaterschaft überhaupt aus? Eine theologische Familienaufstellung.

Ein gutmütiger Idiot?

Von Theresia Heimerl

„Schafft Weihnachten ab, Josef hat gestanden“, lautete in meiner Studienzeit ein Witz unter nicht ganz so frommen Theologiestudierenden. Die Heilige Familie und ihr Hochamt zu Weihnachten stellen gerade brave Katholiken und Katholikinnen vor Abgründe ihres geordneten Glaubens, in die sie nicht gerne hineinklicken. Da ist Maria, die unverheiratet und mit dem Vermerk „Vater unbekannt“ schwanger geworden ist. Da ist aber auch Josef, der zwar für Jesus wie ein Vater sein soll, aber nicht sein Vater darf, damit die Heilsgeschichte funktioniert.

Das Thema Vaterschaft ist in den Evangelien äußerst ambivalent besetzt. Jesus spricht zwar gerne über seinen Vater im Himmel, sein irdischer Vater Josef hat nach der Perikope mit dem zwölfjährigen Jesus im Tempel im Lukasevangelium keinen Auftritt mehr. Der Nährvater, wie Josef in der deutschsprachigen Frömmigkeit lange Zeit genannt wurde, hat mit dem eigentlichen Beginn des Wirkens Jesu seine Schuldigkeit getan und verschwindet im Dunkel der Geschichte, um Jahrhunderte später als älterer Mann mit Bart in der Ikonografie wieder aufzutauchen.

Menschsein lernen

Lässt man den theologischen Aspekt weg, ist Josef der klassische Nebencharakter einer Heldenanzählung: Man braucht ihn, um dem künftigen Helden eine möglichst geerdete Kindheit zu geben, aus der er dann in Erkenntnis seiner Besonderheit auszieht, um seinen wahren Vater zu suchen. Aus Alltagsperspektive könnte man auch sagen: Der allmächtige Gott bringt seinen Sohn bei Josef unter, weil er selbst nicht die Zeit hat, ein schreiendes Kleinkind zu wickeln, es des Nachts herumzutragen, wenn es zahlt und die Mutter zu erschöpft ist, um ihrem Kind die von der Kirche heute so hochgelobte mütterliche Fürsorge angeheißen zu lassen. Der mit der Lenkung der Welt beschäftigte „richtige“ Vater schickt einen seiner Angestellten, wenn dem Sohn Gefahr droht, und lässt eine Flucht nach Ägypten arrangieren, aber für das Trotzalter, die Beaufsichtigung im Alltag und die mühsamen Auseinandersetzungen der Pubertät hat er keine Zeit. Immerhin ist er Gott. Josef hingegen ist ein Mann mit beschränktem Aktionsradius, bei ihm in der Werkstatt kann der kleine Jesus das Menschsein so richtig lernen, mit Dreck und blutenden Knien.

Wir neigen heute bei einem kritischen Blick auf die Weihnachtserzählung und Kindheitsgeschichte Jesu dazu, Josef als gutmütigen, opferbereiten Idioten zu sehen, für den nicht einmal eine Nacht mit der schönen, blond gelockten Maria als Belohnung abfällt dafür, dass er allen, inklu-

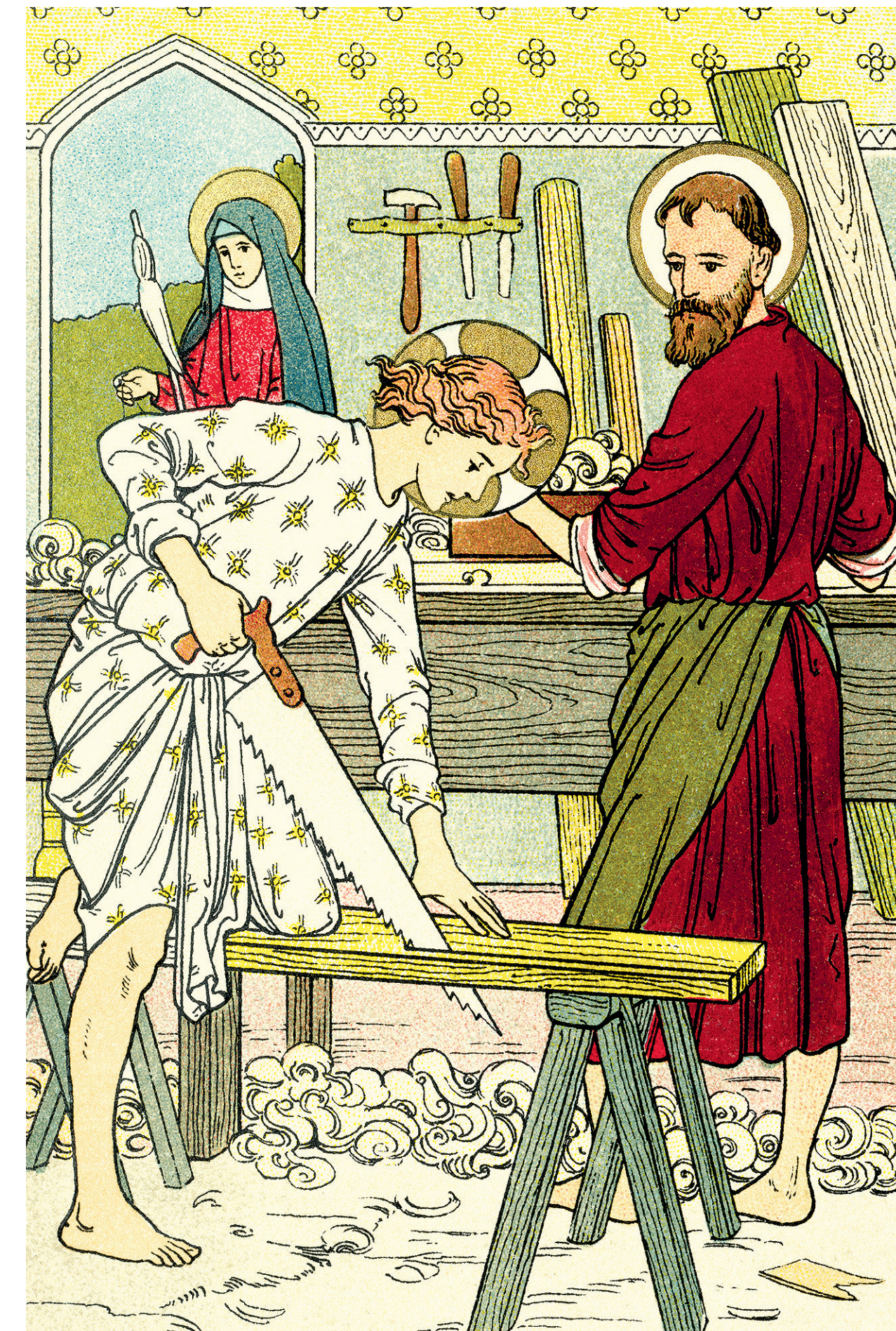


Foto: iStock/whitemay

sive Jesus, die Vaterrolle vorspielt. Doch sollte unsere Kritik nicht vielmehr dem Vater im Himmel gelten? Was ist das für ein Vater, der seinen Sohn auf Erden abstellt und von ihm dann erwartet, für die Menschheit zu sterben?

Das Bild von Gott, dem allmächtigen Vater, der nur das Opfer seines Sohnes als seiner Beleidigung durch den Menschen, der unbedacht zur verbotenen Frucht gegriffen hat, als angemessen achtet, hat in den vergangenen Jahrzehnten zu Recht viel Kritik erfahren. Dieser Vater aus dem strengen Mittelalter Anselm von Canterburys ist weder der himmlische Vater aus den Evangelien noch ein Gott, dem sich Menschen heute anvertrauen können.

Was macht Vaterschaft aus? Diese Frage verbirgt sich hinter der männlichen Familienaufstellung zwischen Gott, Jesus und Josef. Ist es die „Biologie“, die im Fall von Gott ja auch ein schwieriges Thema ist, beschränkt sich der Nachweis doch auf die Verkündigung des Erzengels Gabriel. Oder sind es die tatsächliche Sorge für ein Kind, die Selbstverständlichkeiten des erzieherischen Alltags, die einen Vater ausmachen? Wie viel Vater braucht ein Kind überhaupt? Die lapidare Antwort

der Kirche im Konzilsdokument *Gaudium et spes* lautet: „Zu ihrer [erg. der Kinder] Erziehung trägt die anteilnehmende Gegenwart des Vaters viel bei.“ Während die Mutter unzählige Eulogien, theologische und lehrantliche Texte erhalten hat, ist die irdische Vaterschaft in der Kirchengeschichte ein in vielerlei Hinsicht schwieriges Thema: Die Heiligen Augustinus und Franziskus erfahren die Abgrenzung zum Vater als wichtigen Wendepunkt auf dem Weg zur Heiligkeit. Ihre Väter, die ihnen

Weltlich

In Josefs Werkstatt konnte sich Jesus ganz irdisch austoben, mit allem, was dazugehört: Schmutz und dreckige Knie.

vermutlich keine anteilnehmende Gegenwart, wohl aber Ausbildung und einen angenehmen Lebenswandel ermöglicht haben, sind ihnen kein Wort des Dankes wert. Die biologischen und sozialen Vätern stehen in christlichen Heiligenlegenden oft genug für die irdische Welt des Kapitals und der gesellschaftlichen Notwendigkeiten, zu denen der Vater im Himmel eine attraktive Alternative bietet. Die spektakuläre Abgrenzung vom Vater ist eine Abgrenzung von den Verpflichtungen der Familie und der Welt, selbst der Heilige Thomas von Aquin entflieht dem Turm, in den ihn der Vater eingeschlossen hat.

Irdische Vaterschaft ist in traditionellen christlichen Narrativen ein Hindernis für ein ganz auf Gott ausgerichtetes Leben. Das gilt für Söhne gegenüber dem eigenen Vater wie auch einer möglichen eigenen Vaterschaft. Augustinus nimmt seinen Sohn Adeodatus immerhin mit in sein neues, frommes Leben, Klaus von der Flie verlässt Frau und Kinder, um Einsiedler zu werden, wie schon in den ersten Jahrhunderten viele der sogenannten Wüstenväter. Führt der Weg zu Gott dem Vater zwangsläufig weg von den eigenen Söhnen und Töchtern? Ist die Ablehnung des irdischen Vaters und der irdischen Vaterschaft eine notwendige Form der Imitatio Christi, weg von Josef, dem Nährvater hin zu Gott, dem himmlischen Vater? Bis heute stellt die katholische Kirche Männer vor die Wahl, entweder leiblicher oder geistlicher Vater zu werden, ein leibliches Kind oder viele Pfarrkinder zu haben. Ein wenig wirkt es so, als würden Väter noch immer gegeneinander ausgespielt, Josef gegen Gott, Nährvater gegen geistlichen Vater.

Ohne ihn kein Weihnachten

Man kann die Evangelien auch anders lesen: Jedes Kind braucht mehr als einen Vater. Kein Mann, auch (oder schon gar) kein Heiliger, deckt das gesamte Spektrum möglicher und notwendiger Vaterfiguren ab. Mit etwas Glück haben alle Söhne und Töchter gleich mehrere solche Väter: Papa, vielleicht noch einen Großvater, einen Lehrer, Ausbildner, Sporttrainer – Begleiter durch das Leben, Role-Models für alle Lebenslagen. Was für ein Mensch wäre Jesus geworden ohne Josef? Hätte er, nur mit seinem himmlischen Vater im Hintergrund, so einfach Fischer, Zöllner und arme Witwen ansprechen und den richtigen Ton für die Menschen finden können? Hätte sich der Sohn Gottes ohne seinen irdischen Adoptivvater und dessen besondere Beziehung zu Maria getraut, jenen freien, gleichberechtigten Umgang mit Frauen zu pflegen, der bis heute fasziniert?

Immerhin hat Josef genug Selbstbewusstsein, um Maria nicht unehelich schwanger sein zu lassen, ihre unvergleichliche Beziehung zu Gott zu respektieren und mit ihr in einer sehr speziellen Liebesbeziehung zu leben, egal, was die Nachbarn sagen? Sicher, Maria ist theologisch einzigartig, ohne Erbsünde empfangen. Aber Josef kommt dem Ideal eines guten Menschen so nahe, wie ein Mensch seit dem Paradies nur kommen kann. Ohne Josef müsste man Weihnachten, das Fest der Menschwerdung Gottes, tatsächlich abschaffen.

„Hätte sich der Sohn Gottes ohne seinen irdischen Adoptivvater getraut, jenen gleichberechtigten Umgang mit Frauen zu pflegen, der bis heute fasziniert?“

Die Autorin ist Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.